

FRANZ JUNG

DAS JAHR

OHNE GNADE

Ich will nichts weiter als die Wahrheit finden. So wie ich sie aus den Mitteilungen vermute, die mir über die letzten Vorgänge dieses Lebens, das zu schildern mir als Aufgabe gestellt ist, gemacht worden sind, Verpflichtung aus tiefstem Leid und Mitverantwortlicher in der Schuld.

Ich klage nicht an. Ich will einer umfassenderen Erkenntnis dienen, als dies ein Aufruf zur Anklage erreichen könnte. Ich glaube daran, dass dem Menschen seine Bestimmung mitgegeben ist, in deren Rahmen er dem Schicksal anheimfällt, sei es dass er es sich selbst gestaltet, sei es dass es ihm von außen bereitet wird. In dem Streben nach Vereinigung von Bestimmung und Schicksal, in dem Widerspiel der oft gegeneinander strebenden Kräfte vollzieht sich, vermute ich, der Ablauf unseres Daseins.

Die äußeren Umstände sind vielleicht, verglichen mit den Prüfungen, unter denen die Allgemeinheit zu leben genötigt ist, geringfügig. Ich wiederhole: Dasjenige, was den Menschen in die Gemeinschaft hebt, ist in seinem innersten Wesen begründet, im Erlebnis der Persönlichkeit, in seiner Stellung zur Umwelt. Dazu bedarf es keiner besonderen Bemühungen um Allgemeingültigkeit.

Indem ich die Niederschrift beginne, lasse ich die Begebnisse betrachtend noch einmal vorüberziehen, auch die Gedanken und die Vielfalt der inneren Vorstellungswelt. Die lichten wie die dunklen Tage, Freude oder Leid, und die Unzulänglichkeit, ins Gleichgewicht zu finden – alles das unterliegt einer höheren Ordnung. Wir vermögen sie zu erkennen, aber wir folgen ihr nicht.



## **Wien, Allgemeines Krankenhaus, Station VI, Geschlossene Abteilung, Einzelzelle**

Es ist im zweiten Drittel des März 1945, genau gesagt am 22. März.

Die Kranke liegt auf der Bettstelle, die dünne Decke an den Füßen zu einem Knäuel verwickelt. Sie hat den Oberkörper aufgerichtet und klammert sich mit einem Arm um den eisernen Pfosten des Gitters. Nebenan im größeren Saal ist alles still, kein Laut – soll sie rufen, dass die Schwester kommt, um ihr das Bett zu öffnen? Die Schwester ist grob, die Kranke wird mehrmals und immer lauter rufen müssen, und dann werden die anderen aufwachen und schimpfen. Auch die Schwester wird den Arm heben, als wolle sie zuschlagen. Warum – die Kranke kann doch von selbst nicht aus dem Bett heraus. Sie wird das Bedürfnis unterdrücken. Besser, allein zu bleiben. Sie ist eben aufgewacht und fühlt sich wunderbar beruhigt; etwas ist von ihr abgefallen, das sie gequält und bedrückt hat. Sie fühlt sich, ist man versucht zu sagen, frei. So war das also bisher, möchte sie sich erinnern, so ist es.

In der Zelle herrscht völliges Dunkel. Es ist noch Nacht, vielleicht ist es früh am Morgen – denn die Fensterläden sind geschlossen und verdunkelt. Gestern war im Saal nebenan große Unruhe. Es scheint, dass man Kranke weggebracht hat. Dagny glaubt so etwas gehört zu haben. Der Arzt ist da gewesen, möglicherweise hat er untersuchen wollen, ist aber mit der Schwester sogleich wieder hinausgegangen; gesagt hat er nichts.

Sie ist gesund, also doch noch einmal, nur ein wenig schwach. Heute wird sie mit der Schwester darüber sprechen. Die Flieger sind nicht gekommen, auch gestern am Tage nicht. Jedenfalls hat sich niemand mehr um sie gekümmert.

Von draußen dringt ein leiser Vogelruf, ein schüchternes Pfeifen, und klingt beinahe wie ein meckerndes Lachen – also muss es schon in der Früh sein.

Ein Jahr ist vergangen, ein furchtbares Jahr. Es ist wirklich wie eine große Überraschung, es wird ihr jetzt eigentlich erst bewusst, nachdem diese entsetzliche Anspannung nachgelassen hat, dass um dieselbe Zeit vor einem Jahr ihr das Leben neu geschenkt worden ist. Wie war das schön!

Diese Anspannung, in der sie die letzten Wochen hier zugebracht hat, war mehr wie nur eine Empörung. Was wollten die Leute von ihr, die Ärzte, die Pfleger und diese grobe Person, die ihr das Essen bringt – die Wände sind kahl, es ist kalt, sie friert unter der dünnen Decke. Sie kann sich nicht bewegen – zu Hause hat sie Decken, Heizkissen, Wäsche, einen Pullover, sie hat sich das alles zusammengespart, das Wenige, das sie durch alle Unglücksfälle gerettet hat, und warum gibt man es ihr nicht und lässt es holen? Sie ist zu schwach, um mit den Fäusten gegen diese kahlen Wände zu schlagen, den Kopf gegen das Eisengitter des Bettes zu stoßen. Sie hört sich bitten, schreien, tierisch brüllen, aber sie ist zu schwach, niemand hört, niemand versteht; ihr Schrei ist in der Luft, hüllt sie ein und wird sie ersticken – mein Gott! Dagny hat nicht beten gelernt.

Und mit einem Mal ist es vorbei. Es ist von ihr abgefallen. Sie erinnert sich und spinnt an diesen Gedanken weiter. Und es tut so wohl. Wieder ist ihr das Leben neu geschenkt.

Vor einem Jahr war sie in Greifswald in der Universitätsklinik, mit drei beinahe gleichaltrigen Mädchen, sie waren alle ein wenig jünger, im gleichen Zimmer. Lustig und immer bemüht, über ihre eigenen Schwierigkeiten hinwegzukommen, hatten diese Mädchen sie gesund gemacht; und der gute und feinfühligste Professor. »Fräulein Dagny«, hatte er gesagt, »Ihr Herr Vater hat mir geschrieben, er würde es möglich machen, zu uns auf Besuch zu kommen. Sie müssen sich aber recht schön Mühe geben und uns helfen, und ein wenig mehr Vertrauen haben, dass er sehen kann, wie bald Sie wieder auf die Beine kommen.« Sie hat sich Mühe

gegeben, es war eine wundervolle Zeit, vielleicht die schönste Zeit in ihrem Leben; wie war das nur möglich – alle waren so gut zu ihr. Von dem Besuch des Vaters gar nicht zu sprechen. Damals hatte sie den großen Willen. »Du musst nur den Willen haben«, hatte der Vater beim Abschied gesagt – sie beide gingen den langen Korridor in der Station auf und ab, draußen war schon Frühling, Sonnenschein; in diesem Augenblick kam gerade Fliegeralarm, aber auf Greifswald wurden keine Bomben geworfen; das wusste der Vater nicht, der zwischendurch unruhig geworden war; sie hatte auch vergessen, es ihm zu erzählen. Mit einem fremden Pass war er aus Ungarn gekommen, durch ganz Deutschland hindurch, später war ihr erst eingefallen, wie gefährlich diese Reise gewesen sein musste, und wie leicht er hätte verhaftet werden können – »den Willen und ein wenig Vertrauen zu dir selbst und Geduld, dann wird alles besser werden.« »Es ist ja schon besser.« »Ich muss sehen, dass du zu mir kommst. Dass wir endlich zusammenbleiben.« Wird er sie streicheln, wird er eine zärtliche Geste, irgendeine – so sehr hat sie darauf gewartet, dass sie etwas zurückbehalten würde, aber er hat sie nur lange und prüfend angesehen, besorgt. Ihretwegen oder seinetwegen – »ja«, hatte sie ihm geantwortet, mehr nicht, sie konnte nicht. Es hat ihr das Herz zusammengepresst, sie hätte ihm noch so vieles zu sagen gehabt, zu fragen, zu sprechen, zu plaudern – von sich, nur von sich, immer nur wieder von sich. Dann ist er gegangen. Es war furchtbar, aber doch irgendwie anders wie früher; durch mancherlei Schatten, durch viele Schleier schillerte bereits ein unvorstellbares Glück. Ja, sie hatte den Willen und das Vertrauen und den Mut und die Geduld, wieder gesund zu werden. »Unsere Dagny ist wie umgewandelt«, hatte am gleichen Abend eines der Mädchen gesagt, »jetzt hat sie uns nicht mehr nötig.« So war es. Ein großer Schritt im Lebensablauf ist getan, sie wird wieder gesund werden – davon hat sie damals gelebt, in jenen Wochen, in diesem Jahr. Die Kranke hat sich wieder auf die Lagerstatt gleiten lassen, völlig entspannt. Sie sieht ins Dunkel, und der Ablauf dieser schweren Wochen ihrer Krankheit formt sich zum Bild.

Mit den Drüsen hatte es angefangen. Erst ist alles angeschwollen, im Gesicht, um die Hüften in die Breite gegangen, und dann ist sie rasch abgemagert, dass sie sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte. Dann sind die Schmerzen hinzugekommen, Magen, Leber, Unterleib, Krämpfe. Eine klare Vorstellung dieser Schmerzen ist ihr eigentlich nie gelungen. Grimassen – von sich zu stoßen die Leute, die sich damit befassen wollen, die Zunge hinausstecken, anspucken, schreien – nein, stöhnen, gurgeln in regelmäßiger Folge, auf und ab, und sich die geballte Faust ins Gesicht schlagen, die Haare reißen. Die Ärzte haben nichts finden können. In Berlin, wo sie zuerst nach langer Behandlung zu Hause von den Wirtsleuten ins Krankenhaus eingeliefert worden ist, wurde sie für eine Simulantin gehalten. Drückeberger vom Arbeitsdienst, von der Arbeit. Der Arzt, den sie in den Finger gebissen, als er den runden Körper abzutasten begann, hat sie hochgehoben und an die Wand geworfen wie einen Haufen Dreck; es hat nicht mal wehgetan, der Schmerz, die Feuerglut im Leib war größer – ein Bündel Knochen. Von dort in eine geschlossene Abteilung, Ansteckungsgefahr, Kinderlähmung, oder eine noch unbekannte Krankheit, ausgelöst durch Arbeitsunlust, Bosheit und Simulation, geringe Ernährung, mangelnde Moral und allgemeine Schwäche; erblich belastet; möglicherweise Nervenschock, zu viel Zigaretten, Überarbeitung, Bombenschaden. Die Firma, bei der sie in Arbeit steht als Stenotypistin, vierzehn Arbeitsstunden, eingerechnet die Vertretungen, ohne die sie bei dem, was sie sich anschaffen möchte, nicht auskommen würde – nachts keine Fahrverbindung nach Hause, meist keine Möglichkeit, sich auf die Karten in den Geschäften etwas zu besorgen – zu Hause wartet Georg, der junge Mann, der zu ungeschickt ist, ihr das abzunehmen; mit dem sie zusammenlebt, um ihm das Essen zu kochen, die Wäsche zu waschen und die Wohnung ein wenig aufzuräumen; der junge Mann, unbeholfen und eigensinnig, aber gutmütig – hat wenig Halt, nur an ihr findet er anscheinend den Halt, über die Zeit durchzukommen, sonst bedeutet er ihr wenig, vielleicht später einmal, wenn er mehr sein wird als das Kind – ja, die Firma,

eine der größeren Nachrichtenagenturen des Regimes, hatte damals einen Boten geschickt, zum Arzt, um sich zu erkundigen, das Krankenjournal einzusehen, um etwa beim Arbeitsamt Schritte einzuleiten, Strafverfahren, wenn es erwiesen ist, der Verdacht gerechtfertigt auf böswilliges Verlassen des Arbeitsplatzes. Seit Monaten hat sie um einen Urlaub gebettelt, der ihr zwar von Rechts wegen noch nicht zusteht, aber andere haben ihn auch bekommen, überhaupt besteht Urlaubssperre ... Auf diesem Klavier spielt sie die Tasten unentwegt, rauf und runter die Tonleiter.

Damals hatte sie aus dieser Lage die Mutter befreit. Sie ist mit einem anderen Arzt im Haus erschienen, hat im Büro der Abteilung getobt, und wird nicht mit Worten gespart haben. Die Leute hören das nicht gerne, wenn sie auch die Macht haben, diese Art von Argumenten zu unterdrücken; manchmal neigt man dazu, die Dinge laufen zu lassen, statt einen Untersuchungsfall zu konstruieren. Die Mutter hatte nur einen Schein zu unterschreiben, dass sie die Tochter bei sich aufnimmt und selbst pflegen wird – eine komische Vorstellung, wenn man diese Mutter kennt; jedenfalls wurde für die nächstfolgende Patientin ein Bett frei, für die Verwaltung auch schon ein Gewinn.

Der Freund hat sie abgeholt und mit der Mutter zur Bahn begleitet. Auf der Fahrt an die Ostsee, die Mutter wohnt auf einer Insel bei Stralsund in einem Kahn, der zur Wohnung umgebaut ist, hat Dagny nur der eine Gedanke beschäftigt, der Junge hat sie bei der Abfahrt damit überrascht – er würde jetzt ins Ausland gehen. Er hat das erreicht, woran sie an ihm die beiden Jahre gearbeitet hat, er ist einem Büro der Firma im Ausland zugeteilt worden, und sie hätte vielleicht mitfahren können, wenn sie nicht zusammengebrochen wäre, kurz vor dem Ziel – jetzt fährt er allein. Von dieser Fahrt erinnert sie sich sonst an nichts; beim Umsteigen musste die Mutter fremde Leute bitten, die Kranke tragen zu helfen; auf der Fahrt wird sie den Mitreisenden genug zu schaffen gemacht haben. Nachdem sie noch versucht hatte, auf dem Kahn zu bleiben, später in einer Pension, dann im Krankenhaus in Bergen, ist sie in der Klinik



in Greifswald untergekommen. Dort hat der große Umschwung eingesetzt.

Die Kranke versucht sich wieder aufzurichten. Dass sie sich jetzt wieder daran erinnert, so klar steht ihr diese Zeit vor Augen, es ist fast zu viel. Wie war das schön!

Dagny kann nicht weinen, vielleicht hat sie es verlernt, sie fühlt, wie die Hemmungen sich lösen, Schicht um Schicht. Im Garten des Krankenhauses, auf dem freien Platz vor der Station wenig Rasen und keine Bäume aus irgendeinem Grunde, an der Außenwand des Gebäudes entlang ist sie auf und ab geschritten. Es ging schwer, aber es musste gehen – der Professor hatte es gesagt, auf und ab und nicht müde werden, sich weiterzuschleppen. Die Sonne ist da, Frühlingssonne, Wind von der See her, er meint es gut, der Professor und der Wind und der Sonnenstrahl. Niemals mehr wird sie es dahin kommen lassen, sich dahintreiben zu lassen, allein zu sein, in der Grausamkeit, in der tödlichen Versuchung der Einsamkeit. Sie wird es versprechen. Eine Flut von Gedanken und Gefühlen drängt aus dieser Erschütterung empor. Wem soll sie es danken, wem sich darbringen – im Gebet; Dagny hat nicht beten gelernt. Wem soll sie es versprechen – sich selbst? Mit Entsetzen, inmitten dieser Beschwingtheit und Freude, hatte sie es damals empfunden, dass sie allein ist; vieles ist in ihrem Leben versäumt. Mutig war Dagny auch schon früher, aber geduldig – bauen und warten können, das Heim schaffen und warten auf das Glück, ausgeglichen, bescheiden und dankbar. Es hört sie niemand, dem sie es versprechen wird, verspricht, vielleicht dem Vater? – Sie hat ihm zugleich einen langen, viele Seiten langen Brief geschrieben: Sie wird an sich arbeiten, verstehen lernen, aufschreiben ihre Gedanken, überhaupt anfangen zu schreiben; das hat ihr schon mancher geraten, sich die Unruhe von der Seele zu schreiben, die innere Stimme dessen will sie finden, zu dem sie gehört, und der ihr antworten wird. Alles erscheint leicht. Nicht gerade leicht, aber möglich, erreichbar und hoffnungsvoll. Später wird sie fragen, wovon der Mensch im Innern lebt, dass er sich hält. Der Professor hatte gesagt: »Liebes Kind, versuchen wir es, Sie

wieder hinauszuschicken. Ich kann Sie auch nicht länger hierhalten. Aber schön aufpassen. Und wenn es nicht geht, schreiben Sie. Man soll sich mit mir in Verbindung setzen. Ich glaube, das Schlimmste haben wir überwunden, die Krise – meine ich.« Ja, es war eine Krise, und die hat sie überwunden, so schön war die Welt, so herrlich der Frühling, so gut die Menschen, und so stark wird sie sein.

Wohlthuend die Müdigkeit nach den Traumverwirrungen des Schlafes. Es ist vorüber, es ist geschafft. Nebenan ist jemand durch den Saal gegangen, ein einzelner Mensch, vorübergegangen. Es wird gegen Morgen sein. Auskosten die Überraschung, dass sie gesund ist. Der Gedanke ist nicht ohne Wehmut.

Denn sie hat nicht zum Besten gewirtschaftet mit dem, was ihr damals geschenkt worden ist. Nicht alles gehalten, was sie versprochen hat. Vieles versäumt und manches falsch gemacht. Sie hätte sollen zum Vater fahren, wie es abgesprochen war. Sie hatte den Urlaubsschein vom Arzt, sie brauchte die Entlassung von der Firma, den Schein vom Arbeitsamt, Pass und Visum. Beschwingt, wie sie sich fühlte und neu geboren, war ihr das alles nebensächlich erschienen; die Freunde des Vaters werden ihr helfen. Erstens, sie trifft sie nicht an. Zweitens, es waren keine Freunde – Geschäftsleute, die vom Krieg und der undurchsichtigen Haltung zueinander leben, zufällige Bekannte; alles andere als hilfsbereit, und alles andere als dem Vater wohlgesinnt. Sie wollen sie ausforschen, erfahren, warum sie zu dem Vater fahren will. Sie schrickt zurück, ist die Welt anders geworden? Ach nein – der Personalchef fährt sie grob an, will den Urlaubsschein nicht gelten lassen, spricht von Betrug und Fälschung und Drückebergerei – gar nicht daran zu denken, dass ein Gesuch um Ausreise von der Firma unterstützt wird, geschweige denn, dass die Firma selbst sie schicken würde, wie sie gehofft hatte. Sie hört, dass der Freund von der Firma inzwischen entlassen worden ist. Weiß nicht, dass er sich geweigert hat, aus Budapest zurückzukehren, weil er sie dort erwarten wollte. Ihre Wohnung in Berlin besteht nicht mehr, im Fußboden des Wohnzimmers ist ein Loch von zwei

Meter Durchmesser, das Schlafzimmer ist ausgebrannt, die Küche ist heil, aber ohne Licht und Gas, das Geschirr ist gestohlen, im Keller liegen ihre Koffer, nicht viel mehr als alte Fetzen drinnen. Das war ihre Wohnung, das Heim, das sie sich in den letzten Jahren erarbeitet und erspart hatte; sie hört später, dass ihre Mutter sich einen Teil der Sachen abgeholt hat. Überhaupt hätte sie sogleich nach Wien fahren sollen, ohne sich um die ganzen Sachen zu kümmern, und von dort versuchen, schwarz über die Grenze; so war es vorgesehen. Sie aber fährt, obwohl der Arzt, der Vater und alle anderen gebeten hatten, das nicht zu tun, wieder zurück und zur Mutter. »Ihre Mutter«, hatte der Professor gesagt, »übt nicht den besten Einfluss auf Sie aus. Sie sollten vorläufig ein Zusammenleben vermeiden. Später, wenn Sie gekräftigt genug sind –« Aber Unsinn, sie wird sich nicht hineinreden lassen. Umso mehr, wo sie erst ihre Sachen holen muss ... Schade, es war nicht richtig. Inwieweit kann der Mensch sein bisheriges Leben überschauen – als Ganzes mit einem Satz, der das Wesentliche und Charakteristische ausdrückt. Man fühlt es mehr, es ist wie ein Zeichen, das dem Einzelnen eingebrannt ist. Tiefer wie jedes Gefühl, heller wie jeder Gedanke. So sieht sie sich jetzt. Jenseits von Schuld und Bedauern, ohne Scham, ohne Freude und ohne Befriedigung, voller Gleichgültigkeit, und nicht ohne Hoffnung; ruhig und still. Es hätte nicht anders sein können, selbst wenn Einzelnes anders gewesen wäre. Die Aufzeichnung kann diesem Gefühl nicht folgen. Was in dem Wunder der Hellsicht im Gemüt in einem Atemzug enthalten ist, muss auseinandergefaltet werden.

Draußen ist noch völlige Stille, ein wenig beunruhigend, der Gedanke huscht vorüber, es muss gewiss schon licht sein. Auch im Garten keine Schritte, niemand unterwegs. Einmal war es wie ein Husten, von fern im Korridor.